

Migration und Kindeswohl

Anforderungen an kultursensible Beratung und Begutachtung

1. Kultursensible Beratung

Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund/Zuwanderungsgeschichte gehören sowohl im Kontext von Beratung als auch kindeswohlorientierter Begutachtung zu einem immer bedeutender werdendem Klientel. Deshalb scheint eine Fokussierung auf einen migrationssensiblen/kultursensiblen Kinderschutz unabdingbar zu sein. Zu eindeutig und drängend ist die demografische Entwicklung in Deutschland, als dass diese Gruppe noch marginalisiert werden kann: Die Anzahl von Personen nichtdeutscher Herkunft beträgt rund sieben Millionen; bedeutsamer wird diese Größe jedoch, wenn die Orientierung nicht an juristischen Zuordnungen wie etwa Nationalität oder dem Pass erfolgt, sondern entlang der familialen Erziehungswirklichkeit führt; d.h. die kulturelle Herkunft der Eltern berücksichtigt wird. Denn dann haben rund 15 Millionen Menschen bzw. fast 20% der Gesamtbevölkerung einen Migrationshintergrund. Langfristig betrachtet wird diese Zahl aufgrund der kinderreicheren und jüngeren Zusammensetzung von Migrantenfamilien eher zu- als abnehmen. So zeigt bspw. der Blick auf die jüngere demografische Entwicklungen: Im Jahre 2006 hatte bei Kindern unter 15 Jahren jeder 5., bei Kindern unter 10 Jahren jedes 4., und bei Kindern unter 5 Jahren jedes dritte Kind einen Migrationshintergrund (Vgl. Geissler & Weber-Menges, 2008).

Auf der anderen Seite zeigt sowohl die Praxis als auch die wenige Forschung, die es hierzu gibt, dass sowohl in kinderschutzrelevanten Kontexten wie Erziehungsberatung und psychische Gesundheit ein deutliches Missverhältnis zwischen dem Bedarf und den Möglichkeiten der Inanspruchnahme zu bestehen, die nicht allein durch Wissensdefizite der Migranten bedingt sind, sondern auch durch die Formen der monokulturellen Ausrichtung der Institutionen wenig Vertrauen einflößen. Nach wie vor sind insbesondere junge Menschen mit Migrationshintergrund weitestgehend ungünstigeren Entwicklungsbedingungen im familialen Umfeld ausgesetzt, Familien mit Migrationshintergrund in Risiko- und Krisenlagen sind deutlich überrepräsentiert, ihr Anteil als Klienten und Kunden von Beratungsstellen hingegen eindeutig geringer repräsentiert ist (Vgl. Seiser, 2006).¹

Zugleich wird deutlich, dass bisherige Angebote oft nicht den Bedürfnisstrukturen von Migranten entsprechen: Sprachbarrieren, geringe Information über die Angebote sowie

¹ Hier gilt es, um Missverständnissen und – vielfach feuilletonistisch ausgeschlachteten subtilen Verdächtigungen und Diskriminierungen keinen Raum zu bieten- zu unterstreichen, dass das Aufwachsen in Migrantenfamilien nicht per se größere Risiken aufweist, etwa nur weil sie eine andere Zugehörigkeit haben, sondern festzuhalten, dass sich bei ihnen eine Kumulation von Risiken wie etwa Armut, Überforderung, geringe

geringe vertrauensbildende Maßnahmen der beratenden Institutionen zählen zu den typischen Barrieren einer Inanspruchnahme sowie früher Intervention und unterstreichen so die Notwendigkeit einer höheren Sensibilität für eine klientengerechte Versorgung. Dagegen sind Migranten jedoch überproportional vertreten bei der Inanspruchnahme von Notfallambulanzen, Schwangerschaftskonfliktberatungsstellen, Akutversorgung psychiatrischer Institutionen (Borde, Braun & David, 2003).

Für die Planung und Durchführung von effektiveren Hilfen und Kinderschutzmaßnahmen wird daher vorgeschlagen, in Beratungs- und Begutachtungskontexten noch folgende Daten zu berücksichtigen, die den familialen Migrationsprozess besser abbilden, und so den unterschiedlichen Lebenswelten von Kindern und Familien mit und ohne Zuwanderungsgeschichte gerechter zu werden:

1. Geburtsort der Eltern; dieser ist oft ein validerer Indikator als die Nationalität. Zumindest bei einem Elternteil, was nicht in Deutschland geboren worden ist, kann auf einen Migrationshintergrund geschlossen werden.
2. Aufenthaltsdauer und Einreise nach Deutschland bzw. bei Kindern auch das Alter bei der Einreise nach Deutschland. Denn nicht allein die Aufenthaltsdauer kann unterschiedliche Entwicklungsverläufe erklären, sondern auch das Alter bei der Einreise. So wird ein Kind mit Migrationshintergrund bei einer Einreise im Alter von 8 Jahren deutlich bessere sprachliche Integration zeigen als eines, welches mit bspw. 14 Jahren nach Deutschland kommt, auch wenn beide bereits zehn Jahre hier leben.
3. Aufenthaltsstatus ist eine wichtige Ressource von Migranten: Wie sicher sind die Lebensbedingungen, von denen der Zugang zu weiteren Ressourcen manchmal abhängt? Hier reicht die Spanne von Illegalität, aufenthaltsrechtlichen Duldung, befristetem Aufenthalt bis zur Einbürgerung. Wie zu erwarten war, zeigt eine jüngerer Studie des Robert Koch Instituts in Berlin (Robert-Koch-Institut, 2008), dass die gesundheitlichen Belastungen von „illegalen“ Migranten sowie Flüchtlingen am gravierendsten war. Deshalb gilt, auch mit Blick auf einen migrationssensiblen Kinderschutz, insbesondere hier ein Augenmerk zu setzen und möglichst niedrigschwellige Angebote zu unterbreiten, die die besondere rechtliche Situation von „Illegalen“ berücksichtigen. Denn vielfach befürchten diese bei einem Aufsuchen staatlicher Hilfen die „Entdeckung“ und lassen so zum Teil eigene Krankheiten, aber auch die des Kindes „verschleppen“ oder chronifizieren.
4. Ferner ist für die Wirksamkeit von Hilfen, bspw. Aufklärungsbroschüren etc. wichtig zu wissen, welche Sprachen in der Familie gesprochen werden. Denn nicht immer ist die

Nationalsprache auch die Familiensprache, wie etwa türkisch und kurdisch oder spanisch und katalanisch.

5. In einigen Fällen kann das Wissen um den religiösen Hintergrund wichtig sein, um keine falsche Homogenisierungen (mit entsprechenden Implikationen) durchzuführen wie etwa bei Migranten, die einer religiösen Minderheit im eigenen Herkunftsland angehören, so etwa türkischen Yeziden oder christlichen Arabern aus dem Libanon etc.

6. Des Weiteren ist für eine gelingende Integration auch die Frage wichtig, von wem die Entscheidung ausging, das eigene Land zu verlassen und nach Deutschland zu kommen: Vom Individuum selbst, vom Partner, von den Eltern etc.? Je nach dem, wie stark der Einzelne in die Migrationsentscheidung selbst eingebunden war, ist auch mit unterschiedlicher Verantwortungsübernahme für den Erfolg der Migration zu rechnen. So kann bspw. eine unfreiwillige Migration etwa als Jugendlicher ein Hinweis auf eine starke hierarchische Familienform sein, was eine Integration erschwert, während die Freiwilligkeit der Migration Offenheit für neue Erfahrungen signalisieren kann. So scheint eine proaktive, eigeninitiierte Migration eher mit einem gelingendem Akkulturationsverlauf assoziiert zu sein als eine reaktive, unfreiwillige Migration (Richmond, 1993). Auch scheint es denkbar, dass Pionermigranten sich stärker an die Aufnahmegesellschaft wenden als Kettenmigranten, die auf bereits existierende Netzwerke und Verbindungen mit Mitgliedern der Herkunftskultur stoßen. Aber auch eine unfreiwillige Migration etwa als Flüchtling kann Schwierigkeiten bereiten, weil eine Vorbereitung im eigenen Land in der Regel fehlte (Silbereisen & Schmidt-Rothermund, 1999). Mit Blick auf die Konfliktrichtigkeit von Migrantenfamilien zeigt die Forschung, dass jene Familien weniger anfällig sind, die von vornherein eine gemeinsame Wanderungsgeschichte haben und sehr früh bereits in Deutschland sich aufgrund gleichen Wissensstandes gemeinsam abstimmen und kooperieren mussten, hingegen eher die größte Traditionalität und die geringste Flexibilität bei der Rollen- und Aufgabenverteilung bei jenen türkischen Familien vorzufinden war, bei denen der Mann zuerst eingewandert ist. Am konfliktrichtigsten erwiesen sich jedoch solche Familien, bei denen die Frau zuerst eingewandert ist und dann den Partner nach Deutschland holt bzw. einen Partner aus dem Herkunftsland heiratet und im Kontext von Familienzusammenführung dieser nach Deutschland zieht. Vermutet wird, dass diese Konstellation bei Männern starke Rolleninkonsistenzen auslöst, weil sie sich einerseits – orientiert am traditionellen Männlichkeitskonzept - als Repräsentanten und Ernährer der Familie fühlen, auf der anderen

Seite jedoch rechtlich, wirtschaftlich und vielfach auch sprachlich ihren Partnerinnen unterlegen sind bzw. von diesen abhängig sind (Seiser, 2006).

2. Erziehung im interkulturellen Kontext

Zunächst ist der für Erziehungskontexte relevante Befund festzuhalten, dass Migrantenfamilien in der Regel jünger und kinderreicher sind als einheimische Familien. In einer eigenen in Berlin durchgeführten Studie hatten diese bspw. im Durchschnitt etwa ein Kind mehr und waren fünf Jahre jünger (Uslucan, Mayer & Fuhrer, 2005).

Aus entwicklungspsychologischer Sicht kann eine hohe Zahl an Geschwistern sowohl eine Ressource (Spielkameraden, Interaktionspartner, Hilfe etc.) wie auch ein Risiko bedeuten: vor allem das Aufwachsen in einem großen Geschwisterverband mit geringen Altersabständen kann sich für das älteste Kind als ein Risiko erweisen. Denn bei einem Altersabstand von weniger als zwei Jahren in der Geschwisterreihe droht dem ältesten Kind die Gefahr der „Übersozialisierung“ und Vernachlässigung typisch kindlicher Bedürfnisse: Eltern betrachten vielfach dieses Kind als deutlich „reifer“, kompetenter, genügsamer, weil sie es intuitiv häufig mit dem jüngeren bzw. jüngsten Kind vergleichen. Zum anderen ist auch das Risiko bzw. die Wahrscheinlichkeit für eine spannungsreichere Adoleszenz bei Altersabständen unter zwei Jahren höher als bei Geschwistern mit größerem Altersabstand. Und einige empirische Daten – wenngleich diese nicht repräsentativ, aber in den Größendimensionen doch tendenzweisend und besonders auffällig sind - zeigen, dass lediglich 24% der deutschen 8-9 jährigen Kinder Altersabstände unter zwei Jahren zu einem benachbarten Geschwister haben, diese jedoch bei Migrantenkindern insgesamt um etwa 80% liegt (Marbach, 2006). Nicht zuletzt tangiert hohe Geschwisterzahl im eigenfamilialem Kontext bzw. auch in der eigenen engeren Verwandtschaft auch die Integrationschancen von Migrantenkindern: Denn die Interaktionen mit anderen Kindern bzw. deutschen Kindern wird in der Regel geringer, wenn die Anzahl verfügbarer Geschwister bzw. Kinder aus der Verwandtschaft größer ist; d.h. das Netz an Peer-Kontakten zu Kindern außerhalb der Familie ist dann geringer und die Möglichkeiten, Sozialkapital außerhalb der Familie zu generieren, reduzieren sich. In der Regel sorgen aber gerade Gleichaltrige außerhalb der eigenen Familie für mehr Heterogenität der sozialen Umwelten und stimulieren dadurch Entwicklungen bedeutsamer.

Im Allgemeinen stellen Erziehungsziele, d.h. wohin Eltern ihre Kinder erziehen bzw. welche Merkmale sie bei ihren Kindern ausbilden möchten, wichtige Kennzeichen dar, die den Zusammenhang elterlichen Erziehungshandelns und der Kindesentwicklung beeinflussen. Erziehungsziele unterliegen jedoch starken gesellschaftlichen Wandlungen. Insbesondere

Situationen des gesellschaftlichen Umbruchs sowie Migration stellen eine Sollbruchstelle dar, an denen ein routinisiertes Anknüpfen an bewährte Erziehungsinhalte und –formen nicht mehr tragen. Migrantenfamilien stehen deshalb vor besonderen Herausforderungen: Einerseits sehen sie sich gezwungen, sich um eine Akkulturation, d.h. eine Veränderung kulturbezogener Einstellungen, Werte und Verhaltensweisen, zu bemühen, gleichzeitig möchten sie jedoch insbesondere bei ihren Kindern eine Entfernung von den Werten der Herkunftskultur vermeiden, weil diese sich in der Regel rascher und intensiver als ihre Eltern an die Kultur des Einwanderungslandes akkulturieren. Dieses unterschiedliche Akkulturationstempo kann sich im Erziehungsalltag als spannungsvoll erweisen (Garcia Coll & Magnusson, 1997), so etwa, wenn zum einen mit mitzunehmender Aufenthaltsdauer die Kinder und Jugendlichen gegenüber ihren Eltern eine stärkere Autonomiebestrebung zeigen, zum anderen zugleich die schnelleren Kompetenzzuwächse der Kinder dazu führt, dass sie ihre Eltern sprachlich und kognitiv „überflügeln“. Dadurch werden übliche Rollenerwartungen erschüttert; Eltern geraten in eine Situation, in der sie mehr und mehr ihre Autorität als gefährdet erleben. Dann könnten sie geneigt sein, diese als bedrohlich wahrgenommene Entfernung der jüngeren Generationen durch verstärktes Disziplinieren ihrer Kinder und der Erinnerung an eigenkulturelle Verhaltensweisen wieder herzustellen.

Gerade Familien türkischer Herkunft scheinen in der Aufnahmegesellschaft oft einen stärker behütenden und kontrollierenden Erziehungsstil als Familien in der Türkei zu entwickeln (Nauck, 1990). Ihr Verhalten scheint insofern eine Reaktion auf eine als gefährdend wahrgenommene Migrationssituation verstehen (Nauck & Özel, 1986). Vor allem Eltern der zweiten Generation von Migranten stehen vor der Notwendigkeit, ihren Kindern eine (eigen-)kulturelle Sozialisation anbieten zu müssen, und zwar von einer Kultur aus, in der sie selber nicht mehr sicher und nicht mehr Zuhause sind. Das kann sie anfällig machen für harte bzw. disziplinierende Erziehungspraktiken.

Häufig betrachten vor allem muslimische Familien die komplette Assimilation ihrer Kinder an deutsche Lebensverhältnisse als ihre größte Sorge; befürchten eine völlige kulturelle und religiöse Entfremdung und versuchen dem mit einer intensiveren religiösen Werteerziehung beizukommen. Jedoch ist hier zu verdeutlichen, dass zwar das Aufwachsen in liberalen Gesellschaften gewisse Entwicklungsrisiken für Kinder bergen (vor denen die Eltern ihre Kinder durch eine starke religiöse Erziehung zu schützen versuchen), jedoch ist die Frage zu stellen, ob und inwiefern religiös geschlossene Gruppen bestimmte Risiken (Drogen- und Alkoholgebrauch, traumatisches Erlebnis elterlicher Scheidungen etc.) nur dadurch senken, indem sie die Auftretenswahrscheinlichkeit für andere Risiken (rigide Persönlichkeit, geringe

Autonomie im Denken etc. und dadurch auch eine Beeinträchtigung kindlicher Entwicklungspotenziale) erhöhen. Diese Gefahren einer Abschottung und Isolation werden natürlich größer, je weniger authentische Kontakte und persönliche Bekanntschaften mit deutschen Familien stattfinden; dann wird die Möglichkeit einer Gegen-Erziehung - und zwar gegen explizit westliche bzw. als westlich gehaltene Werte – wahrscheinlicher. Eine behütende, kontrollierende Erziehung ist in der Regel die Folge, was die Entwicklung und Entfaltung der Kinder einschränkt. Hier sollten Erziehungsinstitutionen wie Kitas und Schulen für größere Transparenz ihrer erzieherischen Ziele sorgen; denn vielfach existieren unter Migranteltern verzerrte Erziehungsvorstellungen über „typisch deutsche Erziehung“, Fehldeutungen der frühen Selbstständigkeitserziehung als eine „kalte und lieblose Haltung“ zum Kinde, was sie eher animiert, an den eigenen und in der Moderne zum Teil dysfunktional gewordenen Erziehungsmustern wie etwa Gehorsam, Autoritätsorientierung etc. festzuhalten. Diese Formen der ethnischen bzw. religiösen Einkapselung sind - und das sollte mit Nachdruck festgehalten werden - nicht ausschließlich ein Spezifikum von Muslimen in Deutschland, sondern sind bspw. auch sehr stark in der griechischen Migrantengemeinschaft in Deutschland zu beobachten (Vgl. Boos-Nünning & Karakasoglu, 2005).

Festzuhalten ist jedoch auch, dass Erziehungsziele wie Respekt, Gehorsam und Hierarchie etc. betrifft, weder typisch türkische noch islamische Erziehungsziele sind; vielmehr sind sie vielen kollektivistischen Kulturen gemeinsam. Auch wenn diese Ziele – durch die Gegenläufigkeit zu postmodernen Erziehungszielen - rückschrittlich, befremdlich und auch dysfunktional wirken, so sind sie zu betrachten in einem Kontext eines interdependenten, aufeinander angewiesenen Familienmusters: in vielen Fällen wird bspw. Gehorsam ausbalanciert durch verstärkte Fürsorge und Hilfe, so dass diese Situation für den Einzelnen auch einen gewissen Nutzen und Sinn hat (Leyendecker, 2003). Generell scheint die gespürte familiäre Wärme eine Schutzfunktion für die Entwicklung zu haben und bis in das Jugendalter hineinzuwirken: sie kann bspw. für Jugendliche den kontrollierenden und disziplinierenden Erziehungsstil der Eltern akzeptabel machen (Uslucan, 2003). Darüber hinaus scheinen Migrantenfamilien auch über andere Ressourcen zu verfügen: So werden als exemplarische Ressourcen aufgeführt: gesundheitsfördernde kulturelle Muster der Lebensführung wie etwa ein günstigeres Stillverhalten von Müttern sowie der niedrigere Tabak- und Alkoholkonsum von Jugendlichen mit Migrationshintergrund (Robert-Koch-Institut, 2008). Darüber hinaus zeigen Expertisen, dass z. B. muslimische Migrantenfamilien, die in ähnlichen widrigen Umständen wie Einheimische leben (Armut, Arbeitslosigkeit, Deprivation etc.) durch eine

stärkere Kohäsion ihrer verwandtschaftlichen und familialen Netzwerke solche sozialen Benachteiligungen besser verarbeiten als Einheimische (Thiessen 2007).

3. Gefahr der Kulturalisierung von Lebenslagen

Wie im Text schon mehrfach erwähnt, gilt es, sich von verallgemeinernden Vorstellungen von „der Migrantenfamilie“ zu distanzieren. So steht fest, dass die Heterogenität innerhalb der Migranten, aber auch innerhalb einer einzelnen Migrantengruppe, wie etwa der türkischstämmigen Bevölkerung, größer ist als in der deutschen Population. Die Annahme eines Zusammenfallens von kultureller und ethnischer Identität erweist sich in der Praxis oft als problematisch (Merkens, 1997). Es kann nicht einfach bspw. von "den Türken" und der "türkischen Kultur" geredet werden. Fremdzuschreibungen und Selbstzuschreibungen decken sich nicht immer; so etwa, wenn Migranten von Deutschen als Türken wahrgenommen werden, sie selber sich jedoch aus einer Innenperspektive als Kurden verstehen. Gleichfalls gilt es, das methodische Problem der Vermischung von ethnischer Zugehörigkeit und sozialer Schicht stärker zu beachten: häufig überschneiden sich Schichtzugehörigkeit (z.B. Unterschicht) und ethnische Zugehörigkeit. Phänomene, die eventuell nur vor dem Hintergrund unterschiedlicher sozialer Zugehörigkeiten, zu verstehen wären, werden unreflektiert ethnisiert oder kulturalisiert.

Deshalb gilt es, für die sozialpädagogische/therapeutische Arbeit, genauer hinzuschauen und im Anschluss an die Intersektionalitätsanalyse (Leiprecht & Lutz, 2006) die stets je subjektiv einzigartige Ausgangslage des Handelns zu berücksichtigen. Im Konkreten heißt es: es gilt, den gleichzeitigen Einfluss von Geschlecht, Ethnie, Schicht, Nationalität, sexuelle Orientierung etc. zu untersuchen, um keiner falschen Homogenisierung zu erliegen. Unangemessen sind deshalb Deutungen und Schlussfolgerungen, die etwa alle Handlungen eines Menschen nur aus der Klasse, dem Geschlecht, der Kultur, der Religion etc. ableiten. Denn die in letzter Zeit mediale Popularität der Begründung von Alltagshandlungen des Anderen, bzw. des „Fremden“ mit Berufung auf seine/ihre Kultur ist ein äußerst konservatives und starres Argument, weil sie sowohl das Faktum der Prozesshaftigkeit, des Gewordenseins und der Veränderbarkeit von Kultur in Abrede stellt, und zugleich unterstellt, Menschen würden in ihren Handlungen stets kulturkonform agieren. Somit wird die subjektive Widerstandsfähigkeit von Individuen gegenüber kulturellen Vorgaben unterschlagen und zuletzt individuelle Persönlichkeitsmerkmale zu Unrecht als Kulturmerkmale missdeutet.

4. Literaturverzeichnis

- Borde, T., Braun T. & David, M (2003). Gibt es Besonderheiten bei der Inanspruchnahme klinischer Notfallambulanzen durch Migrantinnen und Migranten? In Th. Borde, M. David (Hrsg), Gut versorgt? Migrantinnen und Migranten im Gesundheits- und Sozialwesen (S. 43-81). Frankfurt/Main: Mabuse.
- Boos-Nünning, U. & Karakasoglu, Y. (2005). Viele Welten. Zur Lebenssituation von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund. Münster: Waxmann.
- Garcia Coll, C. & Magnusson, K. (1997). The psychological experience of immigration: A developmental perspective. In A. Booth, A. C. Crouter & N. Landale (Eds.), Immigration and the family (pp. 91-132). Mahwah, NJ: Erlbaum.
- Geissler, R. & Weber-Menges, S. (2008). Migrantenkinder im Bildungssystem: doppelt benachteiligt. Aus Politik und Zeitgeschichte, 49, 14-22.
- Leiprecht, R. & Lutz, H. (2006). Intersektionalität im Klassenzimmer: Ethnizität, Klasse und Geschlecht. In R. Leiprecht & A. Kerber (Hrsg.), Schule in der Einwanderungsgesellschaft (S. 218-234). Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag
- Leyendecker, B. (2003). Frühe Entwicklung im soziokulturellem Kontext. In H. Keller (Hg.), Handbuch der Kleinkindforschung (S. 381-431). Bern: Huber.
- Marbach, J. H. (2006). Sozialkapital und Integration im Kindesalter. In C. Alt (Hrsg.), Kinderleben - Integration durch Sprache. Band 4: Bedingungen des Aufwachsens von türkischen, russlanddeutschen und deutschen Kindern (S. 71-116). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften
- Merkens, H. (1997). Familiäre Erziehung und Sozialisation türkischer Kinder in Deutschland. In D. Kirchhöfer, H. Merkens & F. Schmidt (Hrsg.), Sozialisation und Erziehung in ausländischen Familien (S. 9-100). Hohengehren: Schneider.
- Nauck, B. (1990). Eltern-Kind-Beziehungen bei Deutschen, Türken und Migranten. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 16, 87-120.
- Nauck, B. & Özel, S. (1986). Erziehungsvorstellungen und Sozialisationspraktiken in türkischen Migrantenfamilien. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, VI, 285-312.
- Richmond, A. (1993). Reactive Migration: Sociological Perspectives on Refugee's Movement. Journal of Refugee Studies, 10, 7-24.
- Robert-Koch-Institut Berlin (2008). Schwerpunktbericht der Gesundheitsberichterstattung des Bundes. Migration und Gesundheit. Berlin.

- Seiser, K. (2006) „Das ist bei türkischen Familien so...“ Psychodynamische, kulturelle und migrationsspezifische Aspekte der Beratung von Migrantenfamilien.“ In K. Menne, A. Hundsalz (Hrsg.), Jahrbuch für Erziehungsberatung, Band 6 (S. 241-255). München: Juventa.
- Silbereisen, R. K. & Schmitt-Rodermund, E. (1999). Wohlbefinden der jugendlichen Aussiedler. In R. K. Silbereisen, E.-D. Lantermann & E. Schmitt-Rodermund (Hrsg.), Aussiedler in Deutschland. Akkulturation von Persönlichkeit und Verhalten (S. 257-275). Opladen: Leske + Budrich.
- Thiessen, B. (2007): Muslimische Familien in Deutschland - Alltagserfahrungen, Konflikte, Ressourcen. München (DJI).
- Uslucan, H.-H. (2003). Soziale Verunsicherung, Familienklima und Gewaltbelastung türkischer Jugendlicher. Zeitschrift für Türkeistudien, 15, Heft 1+2, 49-73.
- Uslucan, H.-H., Fuhrer, U. & Mayer, S. (2005). Erziehung in Zeiten der Verunsicherung. In Th. Borde & M. David (Hrsg.), Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund (S. 65-88). Frankfurt: Mabuse.